

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 206

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KULTUR



Bild: pd

Die Kunst ist das Kraut

*Erst stadtbekannter Punk mit Hund, dann Maler.
Nun eröffnete Bobby Moor eine Off-Galerie.*

von WOLFGANG STEIGER

Auf der Langgasse rollt der Verkehr. Der frischgebackene Galerist hat die blonden Haare zusammengebunden, den Rossenschwanz pink gefärbt. Er sitzt im schwarzen Anzug auf einem Hocker, den er vor dem Schaufenster auf das Trottoir gestellt hat, und isst eine Banane. Die gepützelte Innenstadt mit den unbezahlbaren Ladenmieten kann einem gern gestohlen bleiben bei derartiger Authentizität im Außenquartier. Bobby Moor betreibt hier an der Ecke Langgasse/Splügenstrasse schräg gegenüber der St.Galler Ur-Szenebeiz Posthalle selig seit einem Monat die Galerie Xaoxart.

Zum Einstand als Galerist stellt er erstmals ausschliesslich seine eigenen Bilder aus. Für den ehemaligen Punk nimmt die Kunst einen immer höheren Stellenwert ein. Über den Nutzen für seine eigene Person hinaus, geht es ihm darum, in der Stadt einen Ort für Kunst, die sich (hoffentlich) um keine Konventionen schert, zu schaffen. Seine Biographie passt jedenfalls gut zum verbalhornten Chaos (Xaox) im Galerienamen.

In der Gasse

1968 geboren, gehörte Bobby genau genommen nicht mehr zur ersten Punk-Generation, als er mit gefärbten Strubbelhaaren und manchmal mit Irokesenschnitt, Lederjacke und Springerstiefeln auf der St.Galler Gasse auftauchte. Chaos war sein Programm. Als Bassist spielte er in der Band Mal di Testa im besetzten Hotel Hecht am Marktplatz. Auch bei der Besetzung des Baugeländes für den Waffenplatz Neucheln/Anschwilen war er dabei. Noch heute trauert Bobby seinem Hund Argos nach. Die Polizei erschoss ihn dort, weil er Schafe gerissen haben soll. Er hatte das Tier beim damaligen Drogenumschlagplatz Bienenhusli für fünfzig Franken einem Junkie abgekauft.

Oika übernahm er dann als jungen Hund von seinem Freund Rafi, der einer Überdosis Heroin zum Opfer fiel. Sechzehn Jahre lang begleitete ihn Oika. Als er starb, war das für Bobby ein Anstoß, einen neuen Lebensabschnitt anzugehen. Er ging in den Entzug und begann, mit SMS-Gedichten seine neu entdeckte Lebenslust

zu reflektieren. Am 19. September 2007 töggelte er um 23.30 Uhr in sein Handy: «Das Leben! ... ist das Kraut, das dich wirklich umhaut.»

Seinem erwachten kreativen Schub kam das Angebot im Kraftwerk Krummenau entgegen. Der Psychotherapeut und Sozialarbeiter Jürg Nef und seine Mitarbeiter bieten sogenannten «Psychiatrieerfahrenen» eine Tagesstruktur mit verschiedenen Angeboten. Bobby malte Acryl auf Leinwand. Manu, seine Freundin aus Punkzeiten, die heute in Nordspanien lebt, machte ihn darauf aufmerksam, dass er ja schon früher gemalt hätte.

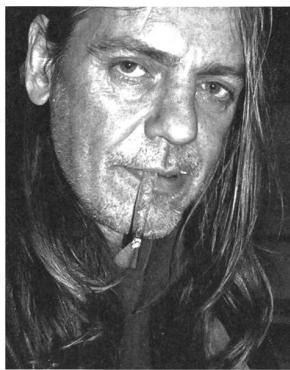
Chaostheorie greift zu kurz

Tatsächlich kritzelte Bobby im legendären Haus an der Zeughausgasse Bilder direkt auf die Wände. Einmal kratzten die Mithbewohner den Gips der über und über bemalten Küche der Gemeinschaftswohnung in der Absicht ab, sie danach wieder zu weisseln. Darunter kamen Renaissancegemälde zum Vorschein, die Bobby ausserordentlich faszinierten. Aber auch schon als Jugendlicher malte er zeitweise mit Pastellkreide auf Karton. In Krummenau experimentierte Bobby mit Farbrollern, die er für seine Zwecke schmaler schnitt. Die Farbabstufungen der Rollerbahnen auf der Leinwand erinnern an ein dreidimensionales Gewirr von Röhrenstrukturen. Bobby nennt das «Gehirnbalken». Auf YouTube veröffentlichte er unter dem Galerienamen Xaoxart Kurzfilme. In «Slimstresstrilogie» fährt er wie wild mit der Kamera zu Punkmusik über die Landschaft eines Bildes.

Die Grundlagen für Bobbys Kunst sind die Narben eines Durchschusses an der Hand, als Drogendealer auf dem Zürcher Letten auf ihn feuerten, oder die Prügel, die er von einem Unicorn einstecken musste, weil Bobbys Handstand auf einem Tisch dessen Braut Eindruck machte. Es sind die Schreckensmomente in seinem Leben, aus denen er mit Glück wieder herauskam.

Man könnte die Chaostheorie herbeiziehen um zu erklären, wie sich die Ausschnitte seiner Bildwelten in neue Dimensionen transformieren. Das würde ihm aber nicht gerecht werden, da er solche Überlegungen nicht anstellt. Auch das Ultramarinblau, das Bobby Moor aus Pigmenten selbst anröhrt, verwendet er ohne kunstgeschichtlichen Hintergrund. Bei Bobby ereignen sich die malerischen Dinge – und stimmen.

Mehr Infos: www.xaoxart.blogspot.com



Stephan Alfare Bild: David Prascsaitis

Der Mann mit dem gewissen Ruf

Nach dem Treffen im Schanigarten des Anzengrubers in Wien darf der Schriftsteller ANDREAS NIEDERMANN über seinen Vorarlberger Kollegen Stephan Alfare alles schreiben, nur nichts Schlechtes über sein neustes Buch.

Wenn es einen Weltbahnhof der Literatur gäbe, wäre es wohl der von Feldkirch, Vorarlberg. Alle waren sie dort. Joyce, Hemingway, Zuckmayer, Zweig, Kraus. In Feldkirch ist man stolz darauf, und eine Inschrift behauptet, dass sich «hier das Schicksal von Joyces *Ulysses* entschieden habe». Das wollen wir nicht vertiefen.

Im Bahnhof, wo ich in den Jahren 2008/09 oft Gelegenheit zu verweilen hatte (die Zeit wurde mir von der ÖBB grosszügig durch immer verspätete Züge zur Verfügung gestellt), umrundet ein breites Band die Halle, und auf diesem Band stehen die Namen der Vorarlberger Autorinnen und Autoren. Es sind beeindruckend viele. Selbst ohne Doris Knecht. Wer denkt da nicht an den Ausspruch des deutschen Verlegermeisters Michael Krüger (Hanser): «In Vorarlberg leben mehr gute Autoren als in der Schweiz.»

Das macht fett neidisch. Krass betroffen. Vor allem auch weil wir wissen, dass die Kenntnisse deutscher Verlegermeister in Französisch, Italienisch und auch Rätoromanisch geradezu notorisch sind.

Einige dieser Namen im Bahnhof sind mir bekannt. Einer der ersten (der Erste?) ist der von Stephan Alfare. Den kennt man. Den Namen. Der Mann hat einen Ruf. Nicht einen hehren, wie der heimliche Vorarlberger Schriftsteller-Kaiser Michael Köhlmeier, dessen Name man vergeblich auf der Tafel sucht (Noblesse oblige, oder was?), aber doch einen Ruf, einen, der nicht nur mit seinen vielen publizierten Büchern zusammenhängt. Es ist vielleicht nicht ganz falsch, diesen Ruf in eine Zeit zu datieren, in der ein Autor, wurde er mit einer Bierflasche gesichtet, gleich Jörg Fauser oder «Sibi» zugeordnet wurde. Und wenn er dann noch ein harten, amerikanisch unverschnörkelten Stil

aufs Papier brachte, dann fiel der Hammer auf die Punze.

Bärtig, langhaarig und dünn

Alfare und ich verabreden uns in meinem Lieblingslokal in Wien, dem Anzengruber. Und während ich auf ihn warte im Schanigarten, denke ich über den Unterschied von Wien und Berlin nach, der so fundamental ist, dass ich kaum glauben kann, dass ich immer noch in dieser von Ständen geprägten Stadt lebe. Aber Feldkirch ist eben auch keine Alternative. Trotz Joyce und allem. Und bevor der Groll darüber hochsteigt, kommt er, der Alfare. Ich sehe ihn aus dem Taxi steigen und herankommen. Bärtig, langhaarig und dünn, angetan mit T-Shirt, Lederweste, und darüber noch eine Jacke (ich bin im Polo-Shirt). Und seine Augen blicken genau so wach und ironisch wie auf dem Cover von «Der dritte Bettenturm», seinem neuen Roman, den ich gerade gelesen habe. Die Mütze auf seinem Kopf hat er Helmut Schmidt geklaut.

Ich frage, ob ich ihn ein bisschen ausquetschen darf. Es ist mir gestattet.

Alfare stammt aus Götzis, ist 45 und lebt seit 1990 in Wien, wo er mit dem später weltberühmten Robert Schneider zusammenwohnte, jenem Schneider, der mit «Schlafes Bruder» einen beispiellosen Bestseller hinlegte, aber damals einfach nur schrieb und schrieb und schrieb, und dessen Texte niemand haben wollte, bis dann eines Tages ... Heute gibt es außer dem Buch, auch den Film, die Oper, das Ballett, das Theaterstück und – vermutlich – Kondome mit Orgelpfeifengeschmack.

Ein Sargträger und Wettleser

Alfare arbeitete damals als Sargträger. Ich frage ihn allerhand dummes Zeug. Ob man beim

Tragen des Sarges spüre, wie sich die Leiche bewegt, wie's um die Trinkgelder stehe, und wie's denn so in einem Sarg rieche. «Wie in einem sehr, sehr lang ungelüfteten Zimmer», sagt er. Und die Maut, wie er das Trinkgeld der Pompfüneberer nennt, sei oft beachtlich gewesen. Er verlor, nach sechs Jahren, den Job einer Lüge wegen, wie er ohne Umschweife zugibt. Dannach arbeitslos, begann er zu schreiben, und lebt seither als freier Schriftsteller. Die Titel seiner Bücher heissen: «Und so wie mich alle anstarren ... genau so, sehe ich aus», «Karl Heinz Zizala hat Krebs», «Das Begräbnis», «Das Schafferhaus», «Meilengewinner», «Maximilian Kirchberger stellt seinen Koffer vor die Tür» – und eben sein neuer Roman «Der dritte Bettenturm».

Wir bestellen Budweiser.

Alfare war 2002 auf Einladung von Ulrike Langle Wettleser beim Bachmannwettbewerb, und er erzählt mir, wie er nächtens mit einer hypernervösen südafrikanischen Autorin durch die Kneipen von Klagenfurt zog, sie aber tunlichst all jene Lokale ausliessen, in denen die Mitbewerber mit den Honoratioren der Stadt und ihrer Entourage zu Gange waren. Das wurde nicht so gerne gesehen, sagte er. Es gab dann auch keinen Preis.

Budweiser.

Wir sprechen über favorisierte Autoren, und natürlich (warum natürlich?) fällt auch der Name meines Freundes Dobler, der so verdammt berühmt ist, dass mich der Neid benagt.

Budweiser.

Klar, Cormac McCarthy. Und Country Musik. Die Amerikaner. Dann reden wir über sein Buch «Der dritte Bettenturm» und Alfare sagt, dass ich «alles über ihn schreiben darf, aber nichts Schlechtes über das Buch». Ich schreibe nichts Schlechtes über sein Buch. Ich lasse seinen österreichischen Kollegen Peter Rosei sprechen, der Wahres, Schönes und das Genaueste über diesen Roman gesagt hat: «Der dritte Bettenturm: Das ist *La Bohème*. Aber nicht von Henri Murger, Puccini oder Kaurismäki, sondern von Stephan Alfare.» So ist es.

Ein letztes Budweiser.

Dann sehe ich zu, wie er ins Taxi steigt, das ihn ins ferne Ottakring, auf «die Schmelz» bringen wird. Er braucht das jetzt, das Taxi. Und ich habe noch den steten, langsamen Anstieg durch die Favoriten Schlucht vor mir. Ich brauche das jetzt auch, den Anstieg.



Stephan Alfare:
Der dritte Bettenturm.

Luftschatz Verlag, Wien 2011.



Andreas Niedermann:
Die Katzen von Kapsali.
Songdog Verlag, Wien 2011.



Bild: Tobias Siebrecht

Identitätssuche nachts um drei

Die neuen, eingeschränkten Öffnungszeiten des Kugls nagen nicht nur am Budget, sondern auch am Selbstverständnis der Ausgehkultur. Und ein neuer Raum konnte auch noch nicht gefunden werden.

VON TOBIAS BOLZERN

Weisse Baldachine hängen in dieser Septembernacht von der Decke des Kugl. Durch den Raum flackert Licht und zeichnet einen Farbkosmos an die Wand. Aus den Boxen drückt Bass und bringt den Raum in Schwingung. Die Gäste treffen ein. Sie trinken, lachen, jubeln, tanzen, geben sich den treibenden Beats hin und wollen bis in den Morgen feiern. Erwartet wird heute Oliver Koletzki, Gründer und Chef des deutschen Plattenlabels Stil vor Talent. Kurz nach 23 Uhr – eigentlich viel zu früh für Anhänger elektronischer Musik – sind die Platzverhältnisse auf der Tanzfläche bereits knapp.

Doch das Publikum weiss: Wer heute feiern will, muss früh erscheinen. Denn bereits um drei Uhr soll die Technomaschine verstummen. Grund dafür ist der andauernde Rechtsstreit mit einem Nachbarn des Lokals. Als Konsequenz hat die Stadt die unbegrenzten Schliessungszeiten des Kugls diesen Sommer aufgehoben. War der Club für die alternative Partyszene früher in den Morgenstunden oft eine der letzten Destinationen vor der Bettdecke, fragen sich die Gäste an diesem Abend bereits währenddessen sie an der Garderobe anstehen um die Jacke abzugeben: «Wohin gehen wir danach?»

Keinen geeigneten Standort gefunden

Daniel Weder, der Geschäftsführer, ist von Anfang an mit dabei und hat auch noch die Zeiten des Club-Vorläufers, der halblegalen Ga-

rage in der Mühlenenschlucht, miterlebt. Um die Jahrtausendwende war die Garage einer der Schmelztiegel der St.Galler Subkultur und Tummelplatz für die Soundtüftler Bit-Tuner und Klangforscher, ebenso für Funkbands, Hip-Hop-MCs oder Techno-DJs. 2004 entstand daraus der heutige Betrieb des Kugl in den ehemaligen Räumen der Cargo Domizil am Güterbahnhof. Und wenn es nach den Betreibern geht, soll das Kugl auch bis auf Weiteres dort bleiben. Ein vorgeschlagener Standortwechsel, um das rechtliche Hick-Hack zu beseitigen, ist zudem nicht ganz einfach.

In den letzten Monaten wurden zahlreiche Räume in der Stadt geprüft. Ernsthaft in Frage, um das Konzept des Lokals in der bisherigen Form weiterführen zu können, komme aber keine der Alternativen. Die geprüften Räume sind entweder zu niedrig; was das Aus von Konzerten in einem «neuen» Kugl bedeuten würde, oder sie sind zu schallempfindlich, was zu einem erneuten Problem mit der Nachbarschaft führen könnte.

Mit ungeeigneten Räumen wäre darum auch das grundlegende Konzept des Clubs gefährdet. Denn: Bereits vor der Eröffnung wurde das Kugl als visionäres Kulturzentrum mit Konzerten, Partys, Ausstellungen, Filmen und Theater bezeichnet. Mittlerweile wurden jedoch mehrere kleinere Anlässe, wie etwa der Spielabend oder der Jazz-Ziistig unter der Wo-

che, die für genau diese Vielfalt gesorgt haben, eingestellt, da sie nicht mehr rentierten. Die verbleibenden kulturellen Anlässe, wie Filmabende oder Powerpoint-Karaoke wurden neu auf den Donnerstag gebündelt, wo sie alternierend stattfinden. Denn aus ökonomischer Sicht haben bisher vor allem die langen und ausverkauften Partynächte das Überleben des Lokals gesichert – mit den zurzeit begrenzten Öffnungszeiten, vier Mal im Monat bis maximal drei Uhr eine schwere Aufgabe. Ein Teufelskreis, da mit der Einschränkung programmatische Änderungen im Partysektor vorgenommen wurden und so vor allem einige internationale Acts nicht mehr den Weg ins Line-Up gefunden haben.

Der Verein als Hoffnung

Daher wurde nun das interne Betriebskonzept angepasst. Neu steht hinter dem Lokal nicht mehr die Projektikum GmbH, sondern ein unabhängiger Verein mit mehreren Mitgliedern rund um Kugl-Chef Weder. Unter dem Motto «früher kommen, Freunde mitnehmen und Party machen» versucht das Kugl aber auch während der aktuellen Durststrecke den notwendigen Umsatz zu generieren. Die kürzlich gesprochene städtische Finanzspritzte von 40'000 Franken drückt dabei zwar die offizielle Unterstützung für das Lokal aus, kann aber die finanziellen Verluste auf längere Frist kaum beseitigen. Dies kann nur ein schneller Entscheid der hängigen Beschwerde des Nachbarn. Denn dann könnten die notwendigen baulichen Massnahmen zur Lärmreduktion umgesetzt werden – und das Lokal wieder bis am Morgen geöffnet haben.

Am Partyabend im September saust das Damoklesschwert aber schliesslich kurz nach 3 Uhr nieder. Die Lichter gehen an, die Technomaschine steht still, der grösste Teil der Gäste ist bereits weitergezogen.

Mehr Infos: www.kugl.ch

Theater am Bach

Wenn Nadine Wismer eine Märchenerzählerin oder einen Zauberkünstler entdeckt, dann räumt sie ihre Stube aus und macht ihr Zuhause zum Varieté Tivoli.

von MONIKA SLAMANIG

Im alten Haus am Waldrand, wo der Wiesenbach noch frei den Hügel hinabruscht, hat Nadine Wismer ihr Varieté. Sie ist Bewohnerin, Initiantin und selbst erklärte Direktorin des Varieté Tivoli. Immer am Donnerstag oder wenn ihr jemand über den Weg läuft, Strassenmusiker, Kabarettistinnen aus Berlin, ein Zauberkünstler, räumt sie ihren Wohnraum aus und das Varieté ein. Dann finden dort rauschende Abende statt. Nadine Wismer liebt die Vielfalt. «Man weiss nie, was passiert an einem Donnerstagabend. Es ist immer eine Überraschung», sagt sie.

Nadine Wismer in geraden Sätzen zu beschreiben ist schwierig. Es geht nur im Zack-zack, in grossen Kreisen und Spitzkehren; wie ihr Leben. Die Jagd nach «diesen Zetteln, auf denen eidg. Dipl. draufsteht», zu sein, «wie man sein sollte», sich auf eine gerade Linie zu zwingen, «um endlich anzufangen, das zu tun, was man wirklich will» – das, sagt sie, hat sie zum kreativen Scheitern und schliesslich zum Ur-eigenen geführt. Das ist – «im Moment» – das Varieté Tivoli in ihrer Wohnstube.

Im Vorbeigehen hat sie doch noch verschiedene solcher Zettel gesammelt und kann alle Talente und Erfahrungen einfließen lassen, als Künstlerin, Sozialarbeiterin, Musiklehrerin, Betreuerin, Gastgeberin – eine Vielfalt, die sich nicht in eine Form pressen lässt. «Das alles gibt

ein Ganzes, oder eben nicht», sagt Nadine Wismer.

Tango Tivoli

«Als ich zum ersten Mal auf der Rampe vor dieser Wohnung stand, wusste ich: Das ist es.» Inzwischen ist aus der Rampe eine Vorbühne geworden, mit Topfpflanzen, einem Bistroschisch, einer Programmtafel und der Tivoli-Königin aus Pappe. «Werkstatt» steht auf der Eingangstür, das passt. Nichts vorgegeben, alles ist möglich, «Work-, Kunst-, Kultur in Progress». Die Tür zur Varieté-Wohnung ist fast immer offen: ein Raum mit vielen hohen Fenstern, der früher eine Schreinerei war. Daneben rauscht der Bach Richtung Goldbrunnen und trennt die alten Häuserseelen am Tivoliweg von den unbeseelten Neubauten am Dreilindenhang. Er schweimmt alles, was das Leben bringt, in die Stadt hinab. Manches bleibt eine Weile im Tivoli hängen.

Was sich aus diesem Treibgut ergibt, zeigt sich jeden ersten Donnerstagabend im Monat am Tango Tivoli. Markus Dürst, der junge Musiker aus Rorschach, sitzt mit seinem Akkordeon auf der kleinen Bühne zwischen Wohn- und Esszimmer, also zwischen Backstage und Publikumsraum, umrahmt vom weinroten Theatervorhang, der einst im alten Trischli hing, und

spielt mit Hingabe und bübischer Freude Tango, als hätte er nie etwas anderes getan – ein Kobold, der zwischen den alten Bodenbrettern herausgesprungen ist, um Streiche zu spielen. Im Varieté Tivoli kann es vorkommen, dass Musiker aus der Slowakei, eine Schauspielerin und Märchenerzählerin, der Hausgeist, Tänzerinnen, Freunde und Zufallsgäste aufeinandertreffen und Fäden spinnen wie die Glücksspinne vor dem Fenster.

Öffentlich und offen für alle

«Auch ich bin eine Spinne, ich fresse Fliegen, singe und tanze», sagt Nadine Wismer, wirft ihre Mähne zurück und lacht. Macht einen Tangoschlenker auf dem Holzboden, auf dem sonst der Tisch steht, an dem sie isst, malt und Holzschnitte für ihre Plakate entwirft, wirbelt hinter die Theke, in ihre improvisierte Küche, kreiert aus blauem Sirup und Papierschirmchen einen Cocktail tropical.

«Ich arbeite immer und ich habe immer Ferien», sagt sie. Es geht ihr darum, sie selbst zu sein, «eine öffentliche Person unter anderen öffentlichen Personen» in einem offenen Raum, in dem es Platz hat für alle und alles, um ein paar anregende Stunden miteinander zu verbringen, Musik zu machen, Geschichten zu erzählen: Kultur schaffen, die sich im Alltag niederschlägt und Kreise zieht.

Im Tivoli neben dem Bach am Waldrand kann sie wachsen, nicht verordnet und geplant, sondern organisch, ganz im Stil der verschwundenen subkulturellen Hoffnungen – das alte Rümpeltum, die Froegg, die Lokale hinter den Gleisen, die allesamt Grossüberbauungen weichen mussten. Es ist wie mit Pilzen. Man kann sie abschneiden und ausreissen – sie schießen an einem neuen Ort wieder aus dem Boden.

Mehr Infos: www.varioli.net

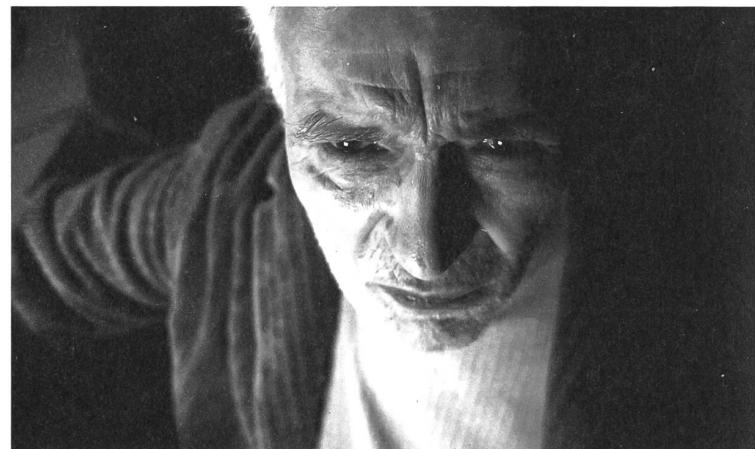


Nadine Wismer tanzt am Tango Tivoli zwischen Wohn- und Esszimmer. Bild: Tine Edel

Die Visualisierung des Vergessens

Die halbe Welt macht Kurzfilme und die halbe Welt schaut sie sich an. Ein bündiges Genre-Gespräch mit dem jungen Filmemacher Christopher Iff.

von MANUEL KAISER



Im Film «Fading» verliert ein Grossvater seine Gedanken. Bilder: pd

SAITEN – Es gibt inzwischen diverse Kurzfilm-Festivals unterschiedlichster Ausrichtung. Wie schätzt du diese Entwicklung ein?

CHRISTOPHER IFF – Die Kurzfilmfestivals sind wichtige Plattformen für Filmemacher und Künstler. Ich glaube, es gibt im Vergleich zu früher aber auch mehr potenzielle Teilnehmer und damit auch eingereichte Filme. Die Konkurrenz ist grösser, es ist schwieriger, seinen Film auf die Leinwand zu bekommen. Das fördert sicher die Qualität.

Gerade für das Medium Kurzfilm bietet das Internet eine gute Plattform. Mit einem Klick sind Tausende von Filmen zugänglich. Eine Chance gerade für junge Filmemacher? Oder eine Gefahr, dass die Qualität auf der Strecke bleibt?

Sicherlich ist das Internet eine gute Plattform für junge Filmemacher. Eine Veröffentlichung im Internet reicht aber im Normalfall nicht, dass ein Film Bekanntheit erlangt. Ich habe auch schon Plattformen wie «frischfilm» des Schweizer Fernsehens genutzt, die mit Zuschauervotings verbunden sind. Es ist interessant zu sehen, was den Zuschauern gefällt. Ich persönlich suche diese Öffentlichkeit wahrscheinlich zu wenig. Ich mache den Film in erster Linie für mich selbst. Und das Urteil von Fachleuten während des Studiums – oder an den Kurzfilmtagen in Winterthur – ist für mich wertvoller. Zudem sind die Votings oft problematisch. Durch Werbung über Facebook und Twitter, in der alle Freunde aufgefordert werden abzustimmen, werden sie verfälscht und sind nicht sehr aussagekräftig.

Ein bisschen böse gefragt: Entsteht ein Kurzfilm nicht meistens aus der Not heraus, wenn Zeit, Mittel und die Idee für einen Spielfilm fehlen?

Zeit und Mittel sind tatsächlich meistens sehr beschränkt. Ein Kurzfilm bietet die Möglichkeit, mit beschränkten Mitteln Ideen umzusetzen. Visuelle Effekte, wie ich sie bei meinem Film «Fading» verwendet habe, liessen sich über neunzig Minuten nur sehr schwer realisieren. Bei abendfüllenden Filmen muss außerdem die Geschichte sehr gut ausgearbeitet sein, damit der Film funktioniert. Das heisst aber nicht, dass ein Kurzfilm nur eine Notlösung wäre. Das Genre hat seine eigenen Stärken.

Die wären?

Die Möglichkeit zu experimentieren. Man kann etwas ausprobieren und auch scheitern, ohne dass man allzu viel riskieren würde. Ich persönlich erzähle einfach gerne kurze Geschichten. Ich mag es, mich intensiv mit Projekten auseinanderzusetzen, diese dann aber auch in absehbarer Zeit zu realisieren und abzuschliessen.

Zu deiner Bachelor-Arbeit «Fading», die an den Winterthurer Kurzfilmtagen laufen wird: Der Film handelt von einem alten Mann, der mit seiner Vergänglichkeit konfrontiert wird. Was hat dich als jungen Filmemacher an dieser Geschichte interessiert?

Vieles ging von der engen Beziehung zu meinem Grossvater aus, der immer vergesslicher wird. Er ist für sein Alter geistig noch gut in Form, aber das Schwinden seiner Gedanken und die Vergänglichkeit begannen mich zu beschäftigen. In meinem Film habe ich versucht, das Ver-

gessen, die Vergänglichkeit über die Stimmung aufzuzeigen. Ich habe keine klassische narrative Struktur verwendet, sondern ein Bühnenbild, das meine Metaphern und die Stimmung unterstützen soll. Ein Raum, der aus lauter Würfeln besteht, die sich durch den Film hindurch lösen und verschwinden. Vieles habe ich in der Postproduktion mit Computeranimation und visuellen Effekten vervollständigt. So konnte ich meine Gedanken noch besser visualisieren. Am Schluss wird der Raum unbewohnbar für den Mann, und man fragt sich: Was jetzt? Wohin geht er? Das Ende ist bewusst als Projektionsfläche offen gelassen.

«Fading»

Casino Winterthur.

Donnerstag, 10. November, 15.10 Uhr.
Eintritt ist frei.

15. Internationale Kurzfilmtage Winterthur.

Diverse Orte Winterthur.

Mittwoch, 9. bis Sonntag, 13. November.
Mehr Infos: www.kurzfilmtage.ch

Christopher Iff (1986) wuchs in St.Gallen und Appenzell auf, besuchte von 2008 bis 2011 die Hochschule für Design und Kunst in Luzern, die er mit dem Bachelor of Arts abschloss. Seine Arbeit «Fading» wurde mit einem Preis der Zeugindesign-Stiftung ausgezeichnet und ist im November an den Winterthurer Kurzfilmtagen zu sehen.

VON DER ROLLE
von Andreas Kneubühler

Ein Bildband oder ein Billet.



Bild: pd

Jedes Jahr im August wird das Kino Rex in Locarno für das Filmfestival wiedereröffnet. Sonst ist es schon lange geschlossen. Das Rex erinnert mit seiner Architektur an die grosse Zeit der Lichtspieltheater: Es gibt einen schön geschwungenen Treppenaufgang, ein grosszügiges Foyer, der Saal fällt ideal zur Leinwand hin ab. Die 500 Kunststoffsitze sind bequem, aber teilweise beschädigt. Seit mindestens zehn Jahren wurden die Risse in den Sitzpolstern nicht mehr repariert. Manchmal denkt man: gut, dass es im Saal meistens dunkel ist. Im Rex läuft jeweils die Retrospektive. Der verbliche Glanz des Kinosaals passt perfekt, wenn wie bei der letzten Festivalausgabe Kirk Douglas, Katharine Hepburn oder Spencer Tracy in den Filmen von Vincente Minnelli zu sehen sind. Man verlässt die Sommerhitze, sucht sich in dem mehr oder weniger kühlen Saal einen Platz und sieht sich alleine, aber zusammen mit anderen, einen Film an, der schon vor fünfzig Jahren kein Meisterwerk war. Trotzdem ist man sicher, keine Sekunde Lebenszeit vergeudet zu haben.

Es gibt nicht Wenige, die behaupten, die besten Filme seien heute TV-Serien. Sie kaufen sich einen Beamer, samt einer Tonanlage, die exakt auf das Zweier-Sofa von Möbel Pfister ausgerichtet ist. Dann bestellen sie im Internet die Staffeln von «Sopranos», «The Wire» oder «Mad Men», damit sie die Serien im Original sehen und glauben können, sie brauchen das Kino nicht mehr. Sie haben das Prinzip nicht verstanden: Die Filme sind gar nicht entscheidend, es sind die Kinosäle, die alles ausmachen. «Es gibt keine abgründige Erfahrung mehr, nicht mehr diesen Schwindel, bevor ein Film anfängt», schreibt

der chilenische Autor Roberto Bolaño in «2666» über das Verschwinden der grossen Lichtspieltheater – «fast Kirchen» – die von den Schachtelkinos der Multiplexe verdrängt werden.

Der 69-jährige Genfer Fotograf Simon Edelstein hat in den letzten zehn Jahren praktisch alle Kinos der Schweiz besucht und fotografiert. 200 zeigt er nun in seinem im September erschienenen Bildband «Lux, Rex & Corso». Es ist eine Momentaufnahme vor dem nächsten Kahlschlag wegen der kostspieligen Digitalisierung: Viele Kinobetriebe werden schliessen müssen. Abgebildet sind nicht nur Dorfkinos wie das Madlen in Heerbrugg, sondern auch neue Filmpaläste mit abschreckenden Namen wie Cineboxx. Edelstein dokumentiert den vorläufigen Endpunkt einer Entwicklung, die Anfang des letzten Jahrhunderts begann. In den dreissiger Jahren wurden in der Schweiz 355 Kinosäle gezählt. Bis in die Sechziger stieg die Zahl auf 650 an. Dann begann der Abstieg, heute sind es wieder rund 300 Säle. Aber eigentlich braucht man keinen Bildband, um die Kinolandschaft der Ostschweiz zu entdecken. Dafür genügt ein Bahnbillet. In Heerbrugg ergänzt der umtriebige Aldo Zäch das Kinoprogramm mit Theateraufführungen. Das City in Uzwil wird in der dritten Generation von der Familie Ambord geführt. In Rapperswil hat Christian Meier vor Kurzem das Cinema Leuzinger und das Schlosskino übernommen und hofft, dass das Zeitalter des Kinos noch längst nicht zu Ende ist.

Simon Edelstein: Lux, Rex & Corso.
Editions d'autre part, Genf, 2011.

THEATERLAND

Die grossen Fragen.

Weltuntergangsstimmung: Elf Leute sind damit konfrontiert, dass die Apokalypse kurz bevorsteht oder vielleicht bereits stattgefunden hat. Wie aber reagiert man angemessen auf eine solche Ausnahmesituation? Was anderes bleibt übrig, als zu verzweifeln und die Decke über den Kopf ziehen? Es gibt Alternativen, lautet die Antwort der renommierten israelischen Choreographen Yossi Berg und Oded Graf, die gemeinsam mit der Tanzkompanie des Theaters St. Gallen das Tanzstück «Eleven» entwickelt haben. Es wird im Rahmen des Festivals Culturescapes aufgeführt, das sich dieses Jahr ganz dem Kulturaustausch mit Israel widmet. Das Gefühl, durch eine Zeit der extremen Veränderungen zu gehen, in welcher der sichere Boden unter den Füssen weggezerrt wird, war für Yossi Berg und Oded Graf eines der Ausgangsmotive für die Erarbeitung ihres Tanzstücks: «Wir sind beide in Israel aufgewachsen und erleben momentan die Unsicherheiten, die durch die Gesellschaften des Nahen Ostens gehen, sehr direkt. Die existenziellen Fragen, ob man dort noch leben kann, ob die Politik, wie sie sich zurzeit präsentiert, eine Zukunft hat, oder ob die Gesellschaft, die Erschütterungen verkraftet, kreieren ein Umfeld, in dem man sich nach den Momenten des Individuellen, nach dem Lebenswert und dem Schönen sehnt.» Die beiden Choreographen sind überzeugt, dass man auch den widrigsten Umständen Momente des Glücks abringen und mit der Kraft der Fantasie aus scheinbar ausweglosen Situationen ausbrechen kann. Um die ganz grossen Fragen geht es auch in der neuesten Produktion «Heads in Bags» der Winterthurer Tanzkompanie Solodanza. Wer bin ich, was macht mich als Individuum aus? Wie integriere ich mich in eine Gruppe, ohne meine Identität zu verlieren? Das Ziel der Choreografin Jacqueline Pasanisi besteht darin, verschiedene Identitäten und deren Entwicklung aufzuzeigen, dazu schreibt sie: «Jede Tänzerin entwickelt sich in ihrem eigenen Tempo und bleibt irgendwo auf dem Weg zum einzigen gemeinsamen Nenner stecken.» Drei Tänzerinnen und ein Tänzer machen sich in der einstündigen Produktion auf eine humorvolle Suche nach der eigenen Identität im Kollektiv und der kollektiven Identität. Christina Genova

ELEVEN.

Lokremise St.Gallen. Mi., 2.; Mo., 7.; Fr., 18.; Sa., 19.; Sa., 26.; So., 27.; Di., 29., und Mi., 30. November, jeweils 20 Uhr. Sonntag, 13. November, 17 Uhr.

Mehr Infos: www.lokremise.ch

HEADS IN BAGS

Eisenwerk Frauenfeld. Donnerstag, 3. November, 20.30 Uhr.
Mehr Infos: www.solodanza.ch

**1 GESINE KARGE
MANFRED C. REIMANN
ANDREAS FISCHER (HRSG.)**

BAND I: Einmal eins ist eins, steck dein Ding in meins.
BAND II: Hurtig komm in meinen Arm, schlüpft sie ab, die Nachtgewänder.
BAND III: Darum sollte man im Leben mit dem Dorn nach vorne streben.
Walde und Graf Verlag, Zürich 2010.

2 KUNST HALLE ST.GALLEN.

Öffnungszeiten:
Dienstag bis Freitag 12–18 Uhr,
Samstag/Sonntag 11–17 Uhr.
Mehr Infos: www.k9000.ch

3 KUNSTMUSEUM ST.GALLEN.

Bis 22. Januar.
Öffnungszeiten:
Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr,
Mittwoch 10–20 Uhr.
Mehr Infos:
www.kunstmuseumsg.ch

4 PALACE ST.GALLEN.

Freitag, 11. November, 22 Uhr.
Mehr Infos: www.palace.sg

**LITERATOURE
mit Florian Vetsch**

Eine Trilogie Liebeszucker.

1 Der Zürcher Verlag Walde und Graf hat sich uns mit Edward Abbeys «Oko-Terror-Roman» *The Monkey Wrench Gang* und Tony O’Neills «Sick City» auch optisch eingebrannt, denn das erste Buch illustrierte Robert Crumb, das zweite Michel Casaramona mit einprägsamen Zeichnungen und je einem wuchtigen Farbcover. Nun liegt bei Walde und Graf eine schön gestaltete Trilogie erotischer Gedichte vor, die Gesine Karge, Manfred C. Reimann und Andreas Fischer herausgegeben haben. Band I, von expliziten farbigen Zeichnungen eines Anonymus durchsetzt, widmet sich unter dem Titel «Einmal eins ist eins, steck dein Ding in meins» dem weiten Feld der Volkserotik. Und bringt, unzensuriert und politisch erfrischend inkorrekt, manch derbe Zote aufs Tapet, manch liederlich Lied und manch frivolen Witz, etwa diese Tölpelei:

*«Ein Junge stand am Scheunentor
und guckte durch die Ritze,
plötzlich fiel die Sense um
und ab war seine Spitze.»*

Unter dem Segel «Hurtig komm in meinen Arm, schlüpft sie ab, die Nachtgewänder» fährt Band II auf dem Meer der Hocherotik. Mit erotischen Stahlstichen aus einer alten Alexis-Piron-Ausgabe geschmückt, versammelt der Band Texte vom 17. bis ins frühe 20. Jahrhundert: Liebesgedichte und Erotica von Johann Christian Günther, Celander, Wieland, Goethe, Heine bis Arno Holz, um nur eine Handvoll Namen zu geben. Der Band setzt mit dieser Strophe aus dem «Schertz-lied» des Barock-

dichters Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau ein:

*«Als die Venus neulich sasse
In dem bade nackt und bloss /
Und Cupido auff dem schooss
Von dem liebes-zucker asse /
Zeigte sie dem kleinen knaben
Alles was die frauen haben.»*

Der Band birgt viele Perlen. Natürlich haben die Herausgeber Goethes «Venezianische Epigramme» nicht vergessen, die freimütigen Verse, die in vielen sogenannten Gesamtausgaben fehlen, darunter dieser pädophil unterminierte Machismus:

*«Knaben liebt ich wohl auch,
doch lieber sind mir die Mädchen;
Hab ich als Mädchen sie satt,
dient sie als Knabe mir noch.»*

Ein astreines Epigramm übrigens, ein Distichon, bestehend aus einem Hexameter und einem Pentameter. Der Band absolviert einen ergiebigen Streifzug, und dies tut auch Band III. Unter dem auf Kurt Schwitters zurückgehenden Titel «Darum sollte man im Leben mit dem Dorn nach vorne streben» bekennst er sich zur modernen erotischen Lyrik; er bietet Gedichte vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Dabei gibt es viel zu entdecken, schon in den zum Teil auf anonyme Künstler zurückgehenden Bildblöcken. Die Auswahl ist fantastisch, denn sie bringt von zahlreichen Autoren Texte, die sie in ein neues Licht stellen. Dieser Band demonstriert den hohen Grad an Direktheit, den sich die Poesie im Lauf der vergangenen Jahrhunderte erschlossen hat. Nichts Menschliches blieb ihr fremd, sie erwies sich als taugliches Testgebiet für den Angriff auf tabuisierte Zonen und die bourgeoise Moral, für die Entgrenzung sprachlicher Möglichkeiten, für Bewusstseinserweiterung. In



diesem Licht erstaunt es zum Beispiel nicht, dass Joachim Ringelnatz das Poem «Pipi» verbrechen konnte:

*«Es drängt mich, dein Pipi zu trinken,
und sieh, nun trinke ich bereits.
O welch Genuss bei deinem Beinespreiz,
o wie die Wasser hurtig blinken.
Ich möchte mich ganz darin versinken.
– Es ist nicht wahr,
dass deine Wasser stinken. –
Nun hörst du auf?
O pfui, Welch Geiz!»*

Mit dem Paarreim «ich schliesse jetzt die Hose/ und diese schweinsche Chose» von George Grosz und einem lauten Hoch auf diese Trilogie, komme ich zum Ende meiner Besprechung. Sie soll, wie die Sammlung selbst, mit Cora Schöpels Vierzeiler schliessen:

*«Komm und mach’s mir, Fabian!
Lass deine Triebe walten.
Besorgs mir, kleiner Pavian!
Ich werd dein Schwänzchen halten.»*

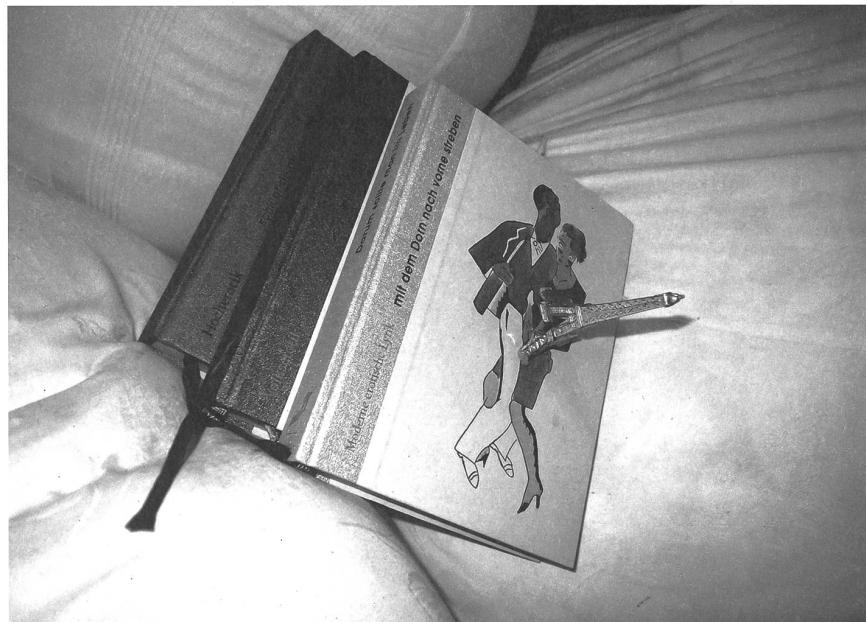
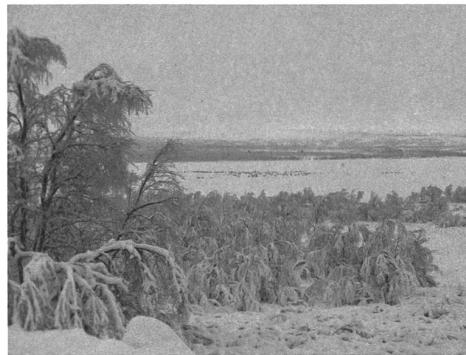


Bild: Samanta Fuchs

3



2



Bilder: pd



4

SCHAUFENSTER

Poetische Würfe.

2 Als Peter Regli das letzte Mal in der Ostschweiz war, platzierte er im Schaukasten der Post Herisau eine Trompete auf einem roten Söckelchen. Drei Monate lang kommt nun bis zum 20. November jeden Freitagabend ein junger Musiker vorbei und schmettert eine Fanfare Richtung Dorf. Regli nennt seine derartigen Eingriffe reality hacking: Er versucht in seinen Kunstprojekten die Realität insofern zu knacken, dass der zufällig vorbeikommende Passant sich nicht ganz bewusst ist, was er da eben gesehen hat. Das kann eine Schweizer Fahne am Swiss Institute in New York sein, bei der das Kreuz zu drei Rechtecken auseinandergefallen ist; in Prag hingegen füllte er die Löcher von fehlenden Pflastersteinen auf der Karlsbrücke mit geschmolzenem Zinn; am Schlot der Appenzeller Ziegelhütte montierte er eine riesige Kuckucksuhr, und im Juni 2009 platzierte er bei Verzier fünfzig Mineralien und Kristalle einem Wanderweg entlang, auf dass glückliche Wanderer sie fänden. Seine auf poetische Art lustigen und sich im Alltäglichen einnistenden Hackings sind auf seiner Internetseite säuberlich durchnummieriert. Und nun folgte also die Eröffnung von Nummer 280 Ende Oktober in der Kunst Halle St.Gallen. Regli setzt sich in der Ausstellung mit dem amerikanischen Mythos auseinander: «Auf hintergründige und spiekerische Weise beschäftigt sich Regli in 'White Horse Dream' mit US-Symbolen wie der amerikanischen Flagge, der Dollarnote oder dem Cowboyfilm und berührt damit Themen wie Patriotismus, Kapitalismus oder Moralvorstellungen. Dabei wagt er die zweifache Gratwanderung, sich weder Klischees zu bedienen, noch eine Wertung abzugeben.» (js)

Grosse Fotografie.

3 Die Zellweger Luwa AG mit Hauptsitz in Uster und mit Niederlassungen in China, Indien und Singapur baut Klimaanlagen und ist spezialisiert auf die Klimatisierung von Textil-Produktionsanlagen. Sie sei führend, heisst es. Aber die Firma ist es nicht nur diesbezüglich, denn sie ist auch die Inhaberin einer vorzüglichen Sammlung zeitgenössischer Fotografie. Die beiden Brüder Ruedi und Thomas Bechtler initiierten 1990 eine Sammlung mit konzeptueller Fotografie, die von Christina Bechtler, Ruedi Bechtler und Bice Curiger, der Kuratorin des Kunsthause Zürich und der diesjährigen Biennale in Venedig, zusammengestellt wurde. Die Werke wurden diesen Sommer in Bonn das erste Mal überhaupt der Öffentlichkeit gezeigt. Die Schau hieß «Trough The Looking Brain» und ist nun im Kunstmuseum St.Gallen zu sehen. Aus der Zusammenarbeit der beiden Häuser ist parallel zur Schau auch ein Katalog – vom Hatje-Cantz-Verlag herausgegeben – entstanden. Und mit der Ausstellung sind viele der ganz grossen Namen der Kunstwelt in St.Gallen zu sehen: der vor einem Jahr verstorbene deutsche Maler und Fotograf Sigmar Polke, das Fotografenpaar Bernd und Hilla Bechler, das Zürcher Künstlerduo Fischli/Weiss, einer der Erneuerer der deutschen Malerei, Martin Kippenberger, die Meisterin der Verwandlung Cindy Sherman, dann Ed Ruscha, Roni Horn, Jeff Wall, Roman Signer und viele mehr. (js)

FORWARD

Soundtrack für Sofa und Tanzfläche.

4 Draussen pfiff der Seewind um Häuser der Hafenpassage, wie er es an Herbstabenden oft macht. Drinnen wartete man auf die Elektropopper Chinkki. Das Rorschacher Hafenbuffet war an jenem Abend vor gut sieben Jahren so voll, dass schon früh viele Besucher ungewöhnlich nahe vor der Bühne standen. Das tat vor allem der Vorband, Kaolin aus St. Gallen, gut. Zwischen Publikum und Musikern herrschte eine Spannung, die nicht minder als nachher bei der Hauptband aus Bristol war. Natasha Waters und Davide Rizzitelli, die Sängerin und der Keyboarder, erinnern sich gerne an diesen Auftritt. Ein Jahr darauf löste sich die Band auf – Waters und Rizzitelli verloren sich aber nicht aus den Augen: Sie gründeten ihr neues Projekt **Kalte Hand & Natasha Waters**, bei dem sie elektronischer und experimenteller arbeiten wollten. Im Gegensatz zu Kaolin ist das Setting neu; mit Keyboards, Effekten und Gesang deutlich reduziert. Dafür hat die Ästhetik der Show mehr Spielraum, die vor allem Waters sehr wichtig ist. «Schon von Beginn an kümmere ich mich mehr um die Show, während Davide sich in die Komplexität der Sounds vertieft», sagt sie. Theatralische Gesten, wechselnde Kostüme, Hüte und Masken sind ein fester Teil ihrer Konzerte. Das Visuelle spielt auch bei ihrem nun erscheinenden Debütalbum die zentrale Rolle. Der klingende Titel «Pages» lässt eine entsprechende Interpretation zu: So will jeder der zehn Tracks die Seite eines Geschichtsbuches sein, wobei die Melodien, das verkappte Geknister, die Naturgeräusche und die repetitiven Beats der musikalischen Illustration von Waters' Gesang dienen. Nimmt eine Geschichte eine dramatische Wende,

geschieht das analog in Rizzitellis elektronischem Sound. Das Kopfkino setzt beim Publikum sofort ein. Dafür lassen sich Kalte Hand & Natasha Waters schlecht musikalisch charakterisieren. – Die vielen verschiedenen Geschichten, mal mystisch, mal melancholisch, und dann wieder aufgestellt, setzen automatisch grundverschiedene Sounds und digitale Instrumentierungen voraus. Rizzitelli erklärt, wie diese dramaturgisch stark gegliederten Musikstücke entstehen: «Ich entwickle die Sounds: den Grundbeat oder eine Melodie. Gefällt Natasha der Entwurf, arbeiten wir weiter an ihm.» Zu Hause blättert Waters ihre Textsammlung durch, sucht nach Passendem. «Meist sind es nur einige Sätze. Die Weiterentwicklung der Strophen entsteht durch den Aufbau der Songidee», erzählt Waters, die in Zürich lebt.

Ob diese CD auf der Bühne, der Tanzfläche oder zu Hause auf dem Sofa am besten funktioniert, muss sich wohl noch zeigen. Mal erinnern die Stücke an die musikalisch frischen Fever Ray und Yeasayer, oder gar an Björk und Radiohead. Durch die sich stets wiederholenden Textpassagen, das rhythmische Knittern und die teilweise schroffen Bässe, könnte Waters' und Rizzitellis Werk im Club gut ankommen.

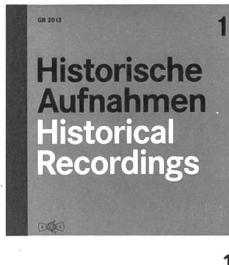
«Unser Ziel ist erst einmal, möglichst oft live zu spielen», sagt Waters. Im November wird im St.Galler Palace das neue Werk getauft. Zusätzlich wird an jenem Abend der musikalisch verwandte Dominik Kesseli am Schlagzeug sitzen. Weitere Konzertanfragen erhoffen sich die beiden. Sehr gut möglich, dass diese eintreffen und die Ostschweizer Musikszene mit Waters' und Rizzitellis Projekt weiter an guter Ausstrahlung gewinnt.

Marco Kamber

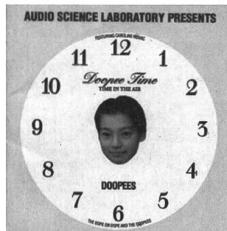
PRESSWERK

von Anna Frei und Anne Käthi Wöhrl

Time Travelling in the Living Room



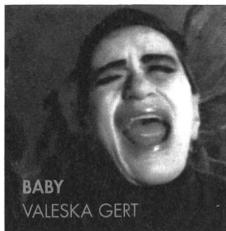
1



2



3



4



5

1 Geschichte ist veränderbar, beweglich und nichtlinear. Die letzten fünf Jahre widmete der Elektro-Anarchist, Labelbetreiber und Hörspielautor Felix Kubin unter anderem der Suche nach unbekannten klanggeschichtlichen Dokumenten und vereinigte sie auf dem Album «Historische Aufnahmen». Darauf finden sich allerlei Absurditäten wie die Acetataufnahme einer Einführung in den Prototypen eines mechanischen Sprachapparats von Peter Niederle. Niederle widmete sich Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Erzeugung und therapeutischen Verwendung menschlicher Laut- und Sprachproduktion mittels Mechanik. Ausserdem finden sich in Kubins Miniarchiv Aufnahmen von einem Marmara-Meresplanktonschwärme, ein erfolgloser Telefondnotruf eines finnischen Komponisten mit okkultern Interessen von 1938, Free-Jazz-ähnliche Aufnahmen norwegischer Walfang-Festspiele, pygmäische Jagd-Gesänge, die den Zweck hatten, die Beute zu verzaubern, zufällig auf dem Flohmarkt gefundene Tonbänder der Situationistischen Internationalen während der Planung eines antiautoritären Kindergartens, eine Lackfolienaufzeichnung Oskar Salas, der Joseph Goebbels 1935 seinen Synthesizer-Vorläufer Volks-trautonium vorführt, bis hin zu einem Tierorchester, das mit dem Song «Pig Square Dance» vertreten ist. Dies und mehr auf Vinyl mit einem Booklet mit Fotografien einiger Fundstücke und ausführlichen Quellenangaben. Bei genauerer Lektüre wird man zur Annahme verleitet, dass man sich in einem feinsäuberlich gefakten Geschichts-Konstrukt Kubins befindet. Doch auch das ist eine Annahme. Die Ungewissheit tut der Sache keineswegs Abbruch.

FELIX KUBIN:
Historische Aufnahmen (2010)

2 Wer sind die Doopees? Die Doopees sind Suzi und Caroline, die einen mit ihren Kinder-Computer-Stimmen durch Raum und Zeit und durch das ganze Album begleiten. «What time is it? I mean: what's the time?», fragen sie und geben auch gleich eine Antwort. «This time, it's Doopee Time!» Sie stellen noch viele weitere Fragen. Zum Beispiel: «Why are there so many love songs?» «How does it feel to just stare at the ceiling all night?» «I wanna know, does it really really hurt you so?» «Please tell me true, are you really really feeling blue?» – Und dazu eine ganze Blaskapelle, die Steel Drums des Astro Age Steel Orchestra, Glocken, TV-Werbung, Chopin, Reprisen, Film-musik, Überleitungen, Streichorchester, Background Vocals, Echos und immer neue Dialoge und Hmmms von Suzi und Caroline. Yann Tomita, der die Doopees auf dieser Platte begleitet, ist ein japanischer Komponist und Musiker, der unter anderem mit elektrischen Signalen von menschlichen Körpern, Ventilatoren und diversen Musikern, zum Beispiel Grandmaster Flash, gearbeitet hat. 1952 in Tokio geboren, zog es ihn dank seiner Faszination für Steel Drums für einen Lern-Aufenthalt nach Trinidad. Er leitet derzeit das Audio Science Laboratory.

THE DOOPEES:
Doopee Time (1995)

3 Kaum die Stube verlassen und die Schwelle des Lieblingsplattenladens übertritten, wurde mir eine CD mit der krakligen Aufschrift Mögel, was soviel wie Schimmel bedeutet, in die Hand gedrückt. Long time ago, an einem furchtbaren verkopften Prog-Rock-Festival hätten Eva, Gitte, Ulrika und Marie die Bühne gestürmt und allen den Garaus gemacht, erzählt der Zeitzeuge. 1978, erste Punkwelle, vier Frauen, drei Akkorde in hohem Tempo, Non-Conformista-Anti-Schlager-Girl-Punk mit Humor und künstlerischem Anspruch wider den New-Elitismus. Und alles auf Schwedisch. Klingt wie The Slits meets The Raincoats mit ausge-

liehenen Instrumenten bei der zweiten Probe. Dem Plattenhändler versprach ich einen Mögel-Hype zu verbreiten, da er meinte, die von ihm bestellten zehn Re-Releases bringe er wohl kaum los. Es gibt noch etwa drei!

MÖGEL:
1978-83 (2010)

4 «Valeska Gert (1892–1978) ist eine der einflussreichsten Künstlerinnen der Moderne und niemand weiß es.» So der Anfang des Klappentexts des von Wolfgang Müller verfassten Buchs über die Performance-Pionierin, Ur-Punkerin, Tänzerin, Kabarettistin, Schauspielerin, Regisseurin und Künstlerin Valeska Gert, die er gerne als Vorläuferin der Genialen Dilletanten bezeichnet. 1962 ergab sich für Gert das erste Mal die Möglichkeit, ihre Musikkonzepte aus den zwanziger Jahren zu realisieren, darunter «Baby». Die Deutsche Grammophon Gesellschaft reagierte auf den Vorschlag einer Veröffentlichung mit Entsetzen, bezeichnete das Vokalkunstwerk als «Lallen, Gekicher und Sabbern samt einem lautstarken Bäuerchen am Ende» und verhinderte die Veröffentlichung. Nach einem Zeitsprung von 47 Jahren nervt sie endlich wunderbar!

VALESKA GERT:
Ästhetik der Präsenzen (2010)

VALESKA GERT:
Baby (2010)

5 Time Travelling ist wohl nicht ganz der richtige Ausdruck für die Art von Reisen, die man beim Hören des Albums «69 Lovesongs» von den Magnetic Fields unternimmt. Unter Umständen erhält man dabei eher Besuch. Der Song «Long-Forgotten Fairytale» ist ein düsterer Tanzknaller, in dem sich vieles wenden und drehen lässt, gesungen von einer nasalen, leicht aggressiven, sexy distanzierten, sogar genervten und angeödeten und dann fast wieder kitschigen Stimme. Macht, Auslieferung, aktiv und passiv, unschuldig sein und unschuldig tun. «If someone told me you'd be here, whispering these familiar things ... I would have laughed.» Ein Lover aus der Vergangenheit taucht auf und verfrachtet einen von der Stube direkt in eine überhitzte Disco, in der es an Kondenswasser an den Metallstangen und Oberkörpern nicht mangelt, und wo nicht nur alles noch/wieder so ist wie früher, sondern wo es auch weitergeht mit einem weiteren Kuss und einer neuen Runde im Spiel. Wird hier wirklich jemand gegen seinen Willen von einem Geist heimgesucht? Oder ist es ein inszeniertes Spiel? Wenn nicht sogar pure Fantasie? Oder ein hilfloser Wunsch, den man noch kurz äußert, wenn alles schon entschieden ist? Wird die Vergangenheit in die Zukunft bugsiert, oder wird man in die Vergangenheit gesogen, oder bleibt man auf der Stelle?

Es gibt gute Gründe, sich zu überlegen, ob man auf Play drücken soll, aber dann könnte man diese kleine Maschine, die Nummer fünfzehn auf CD zwei, direkt auf Repeat stellen. Aber: dies ist nur ein Song von 69! Im August erschien zudem ein neues Album von Stephin Merritt von den Magnetic Fields mit neuen, unveröffentlichten oder schwer zu findenden Songs unter dem Titel «Obscurities», auf dem Cover: Tintenfische.

MAGNETIC FIELDS:
69 Love Songs (1999)

STEPHIN MERRITT:
Obscurities (2011)